ORA ET LABORA

Bete und Arbeite!

St. Peters Bote.

Ein Familienblatt zur Erbauung und Belehrung.

U.I.O.G.D

Auf daß in Allem Gott verherrlicht werde!

24. Jahrgang
No 45

Münster, Sask., Donnerstag, den 15. Dezember 1927

Fortlaufende No.
1241

Welt-Rundschau

Friedrich der Große in Washington

Die Größe eines Menschen und eines Volkes besteht nicht allein darin, daß sie sich kein Unrecht zuschulden kommen lassen; diese Vollkommenheit ist nur wenigen Menschen und noch viel wenigeren Völkern beschieden. Ein Mensch und ein Volk ist auch groß, wenn sie ihre Fehler einsehen und eingestehen, und noch größer, wenn sie dieselben nach Kräften wieder gutmachen.

An diesem Stabmaße gemessen, gibt es heutzutage kein großes Volk. Um nur das wichtigste Ereignis des Jahrhunderts in Betracht zu ziehen, den großen Krieg, der die ganze Welt erschütterte: welch erbärmliche Intrigen der hohen und niederen Politik bei allen Völkern vor dem Kriege, welch ein Unmaß von Ungerechtigkeit und niederträchtiger Verleumdung während des Krieges, welch eine Unmenge von Gemeinheit und teuflichem Hasse noch für Jahre nach dem Kriege! Und wollte man ein Volk finden, das auch nur einen Bruchteil seines Unrechtes eingestehen würde, — gar nicht zu reden von der Gutmachung, des Unrechtes — so müßte man gleich dem alten Diogenes mit einer Laterne den Erdkreis absuchen. Im Gegenteil, jedes Volk pocht auf seine Ehrlichkeit, auf seine hohen Ideale, mit denen es in den Kampf gezogen ist, auf seine ritterliche Kriegführung, auf seinen Edelmut, seine Gerechtigkeit, seine Tapferkeit, und wie all die Tugenden heißen mögen. Aber, während jedes Volk sich zum Ausbund aller vortrefflichen Eigenschaften macht, wird am ehemaligen Feinde auch heute noch keine Spur des Guten gelassen, ja sogar die einstigen Freunde haben längst begonnen, sich gegenseitig den Glorienschein vom Haupte zu reißen. Jede Nation kommt allmählich zur Ansicht, daß es in der Welt kein wahrhaft großes und edles Volk gibt als sie selbst. Von Gutmachen ist schon gar keine Rede. Nicht nur wurde allüberall geraubt, was nur zu bekommen war, — war ja doch das der erste, wenn auch nicht eingestandene Zweck des Krieges — es geschieht auch heute noch alles, um den Raub zu sichern und, wenn möglich, noch zu vergrößern, und bereits werden vielerorts Anstalten zu einem abermaligen Raubzug gemacht.

Doch dieses traurige Bild der Völkerfamilie, so hoffnungslos es aussieht, bietet trotzdem auch hie und da einen kleinen Lichtpunkt, an dem das nach Versöhnung ausblickende Auge mit Wohlgefallen ruhen kann. Und solche Lichtpunkte beweisen, daß noch kein Volk ganz der Habsucht u. Heuchelei verfallen ist, daß es sich vielleicht doch noch einmal höhere Ziele stecken mag.

Vor Jahren hatte Kaiser Wilhelm der Zweite von Deutschland dem Volke der Ver. Staaten eine prachtvolle Statue Friedrichs des Großen, ehemaligen Königs von Preußen, zum Geschenke gemacht. Mit großer Freude wurde diese Statue angenommen und fand vor der Hauptfront der Kriegsakademie zu Washington einen Ehrenplatz. Bei der Enthüllung der Statue wurde die alte Freundschaft zwischen Preußen und Amerika, die ungetrübt seit der Gründung der Ver. Staaten bestanden hatte, mit vielen Lobpreisungen gefeiert. Und diese Lobsprüche waren keine hohlen Phrasen. War doch Friedrich, der König von Preußen, der erste, der den Mut fand, die um ihre Unabhängigkeit kämpfende, damals noch schwache Republik offiziell anzuerkennen; war doch er es, der den von England aus den Ländern kleiner und geldgieriger deutscher Fürsten gekauften Söldnern, die gegen Amerika kämpfen sollten, den Durchzug durch sein Land verweigerte; war doch Friedrich Wilhelm von Steuben, der die Armee Washingtons organisierte u. zum Siege führte u. so die junge Republik vom Untergange rettete, aus freiem Antriebe und ohne Aussicht auf materiellen Gewinn aus Friedrichs Reich nach Amerika gekommen.

Für Jahre lang hatte die Statue Friedrichs den Ehrenplatz eingenommen, und jeder echte Amerikaner hätte es als eine persönliche Unbild angesehen, wenn sie auch nur im geringsten wäre vermehrt worden. So blieb es, bis der Weltkrieg gegen Deutschland ausbrach, in den sich die Ver. Staaten unter den Feinden Deutschlands eindrängten. An der Spitze Deutschlands marschierte Preußen, bisher der treueste Freund Amerikas, auf dem Throne Preußens als König und Deutschlands als Kaiser saß der Nachkomme und Nachfolger Friedrichs, welcher Amerikas Unabhängigkeit erringen half.

Infolge des Eintritts in den Krieg war im Nu vergessen, was die Ver. Staaten den Deutschen sowohl in Deutschland als in Amerika verdankten, alle Deutschen, nicht bloß die Lebenden, sondern auch die Toten, wurden auf einmal zu Feinden Amerikas und amerikanischer Ideale. Und Friedrich der Große bildete keine Ausnahme. Es wurde als eine nationale Schmach empfunden, daß sein Bildnis einen so prominenten Platz in der Bundeshauptstadt einnahm. Die Volksstimmung, die nicht zuletzt durch die Agenten der Regierung selbst geschaffen und bis zur Siedehitze getrieben worden war, verlangte mit Ungestüm dessen Entfernung. Und um dasselbe nicht einer für Amerika selbst schmachvollen Entehrung auszusetzen, verordneten die Behörden die Entfernung des Denkmals. Es wurde in den Keller der Kriegsakademie geschleppt, wo es nun seit fast zehn Jahren vergessen und verachtet lag, während der Sockel, auf dem es gestanden hatte, den Vorübergehenden von der Vergänglichkeit irdischen Ruhmes und der Unbeständigkeit der Volksgunst predigte.

Wer hätte gedacht, daß Friedrich der Große je wieder auf seinen Ehrenplatz zurückkehren würde? Kaum ein jetzt Lebender hätte es erwartet. Und doch ist das Unerwartete eingetroffen. Und das ist der kleine Lichtpunkt in dem traurigen Bilde, das die Völker der Gegenwart darstellt. Aehnliche Lichtpunkte treten auch anderswo zutage. Schon seit längerer Zeit beriet man sich in Washington, ob man nicht, soweit als möglich, das in der Fieberhitze des Krieges Geschehene ungeschehen machen solle, indem man Friedrichs Bild wieder auf seinen Platz zurückstelle. Zahlreich waren die Gegner dieses Vorschlages: denn derer, welche glauben, daß die Selbstachtung niemals ein Unrecht anerkennen dürfe, ist groß. Zur umso größeren Ehre der Militärbehörden gereicht es aber, daß sie sich durch deren Einwürfe nicht von ihrem Vorhaben abbringen ließen.

(Fortsetzung auf S. 4.)

Unwetter in Canada und den Vereinigten Staaten

Wie eine amerikanische Zeitung schreibt, hatte der große Blizzard, der am 5. Dezember in Alberta, Canada, eintraf, seinen Ursprung in Alaska. Da aber Alaska Eigentum der Ver. Staaten ist, so dürfen diese nicht mit scheelen Augen nach Canada blicken, als ob dieses Land ihnen eine solche Bescherung gemacht hätte. Im Gegenteil könnte sich Canada bei Amerika beklagen, daß es seine nördliche Bevölkerung nicht wärmer hält.

Was der Sturm in Alaska getan, ist unbekannt. Aber er erreichte Alberta am 5. Dezember und die nördlichen Staaten am folgenden Tage. In Calgary, um ein Beispiel anzuführen, waren alle Züge verspätet, der Straßenbahndienst stand still, die Schulen im ganzen Distrikt mußten geschlossen werden, d. Landstraßen waren ungangbar, große Schneewehen überall u. die Schneepflüge versagten ihren Dienst. 12 Züge der C. P. R. lagen eine längere Zeit auf Nebengeleisen, da der Schnee ihnen den Weg versperrte. Auf den Ranchen ging viel Vieh verloren.

Als der Blizzard am nächsten Tage die nördlichen Staaten erreichte, schien er an Schärfe gewonnen zu haben. In Montana war alles mit einer tiefen Schneeschicht bedeckt. 25 Männer, die zwischen Great Falls und Shelby mit dem Bau einer Röhrenlinie beschäftigt waren, wurden abgeschnitten und galten als verloren. Ob sie schließlich gerettet wurden, hat man noch nicht erfahren.

Außer Montana traf der Blizzard North Dakota, South Dakota, Minnesota, Iowa, Nebraska, Wisconsin, Illinois, Indiana, Kansas, Oklahoma und sogar noch teilweise Texas und Louisiana. An vielen Orten traten große Verkehrsstörungen ein, da viel Schnee fiel und der Wind vielfach eine Geschwindigkeit von 50 Meilen die Stunde erreichte. Eisige Kälte herrschte überall und verursachte schwere Leiden.

In Chicago wurden vom Sturme sogar ältere und schwache Gebäude umgeweht, Fenster zertrümmert, Bäume entwurzelt und elektrische Drähte zerrissen, so daß einige Stadtteile ohne Licht waren. In Lincoln, Neb., zerstörte der Sturm acht Flugzeuge der Lincoln Aircraft.

In St. Paul, Minn., dauerte der Sturm zwei Nächte und einen Tag und brachte das ganze öffentliche Leben in Verwirrung. Und wie dort, so erging es in vielen Städten. Der Omnibusdienst mußte längere Zeit ganz aufhören, die Schwierigkeiten für die Eisenbahnen waren nahezu unüberwindlich. Der Frachtverkehr wurde eine Zeitlang ganz eingestellt und manche Personenzüge blieben im Schnee stecken. Nicht weit von St. Cloud erfroren 26 Waggonladungen von Vieh, das nicht weiter transportiert werden konnte und der ganzen Wut des Sturmes ausgesetzt war. In St. Paul entstanden mehrere Feuer, so daß die Feuerwehr stundenlang in der grimmigen Kälte arbeiten mußte, um die Verbreitung des Brandes zu verhindern. Die Milchzufuhr hörte größtenteils auf, und für mehrere Tage konnte bloß an die Hospitäler, die Kinder heime und die Familien mit kleinen Kindern Milch abgegeben werden. Im ganzen Gebiete des Sturmes schreibt man dem Sturme den Verlust von 41 Menschenleben zu.

Mit der Beschreibung all des Unheils, das der Blizzard mit sich brachte, könnte man noch viele Spalten ausfüllen. Doch das Gesagte genügt, um sich eine gute Idee darüber zu bilden. Saskatchewan darf dem lieben Gott danken, daß es verschont blieb. Als der Sturm in Alberta wütete, wurde die Nachricht ausgesandt, daß er in östlicher Richtung auf Saskatchewan zu gehe. Zum Glücke für unsere Provinz hat sich diese Nachricht nicht bewahrheitet.

Jubiläum einer Benediktiner Abtei und ihres Abtes

Die junge Benediktiner Abtei von St. Leo in Florida besteht teils als Kollegium, teils als unabhängiges Priorat schon seit dem Jahre 1890 und stand vom Anfange an unter der Leitung der Benediktiner von Belmont, N. C. Als Abtei wurde sie vom Hl. Stuhle in 1902 errichtet. Der Hochwste Charles S. Mohr, der gegenwärtige Abt und Jubilar, war der erste Obere der Anstalt; dann Prior des Klosters, und wurde in 1902 sein erster Abt. Der 27. November 1902 war der Tag, an dem der verstorbene Hochwste Leo Haid, Abt des Klosters in Belmont und Apostolischer Vikar von North Carolina, den bisherigen Prior zum Abte weihte. Um aber den vielen zu erwartenden Gästen d. Besuch zu ermöglichen, wurde die Jubelfeier auf Donnerstag, den 24. November, festgesetzt.

Am Tage des Jubiläums feierte der Hochwste Patrick Barry, Bischof von St. Augustine, zu dessen Diözese die St. Leo Abtei gehört, das feierliche Pontifikalamt. Der Hochwste Abt Vincent Taylor von Belmont, N. C., hielt die Festpredigt. Am folgenden Tage zelebrierte der Jubilar ein Pontifikal-Requiem für alle Verstorbenen, die einst mit dem St. Leo Kloster entweder als Ordensleute oder als besondere Gönner u. Wohltäter in Verbindung standen. Bei der Feier hatten sich eine große Anzahl von Gästen eingefunden. Darunter befanden sich der Hochwste Ernest Helmstetter, Abt des St. Mary Klosters zu Newark, N. J., und Präsident der amerikanisch-kanadischen Benediktiner Kongregation von Amerika, zu der auch die St. Peters Abtei von Münster gehört, der Hochwste Aurelius Stehle, Erzabt des St. Vinzenz Klosters bei Beatty, Pa.; der Hochwste Bernard Menges, Abt des St. Bernard Klosters zu Cullman, Ala.; der Hochwste Vincent Taylor, Abt Coronatus, der Abbatia Nullius zu Belmont, N. C., und der Hochwste Alcuin Deutsch, Abt der St. Johns Abtei zu Collegeville, Minn.

Unter den verschiedenen weltlichen Feierlichkeiten nahm ein Drama in 5 Akten, das von den Studenten des Kollegiums aufgeführt wurde, einen hervorragenden Platz ein. Der Titel des Dramas war: „A Victim of the Zeal“. Ein Opfer des Eifers. Das Menu für das Bankett ist in allerlei unbekannten Worten abgefaßt, die man erst verteilt, wenn

(Fortsetzung auf Seite 8.)

Bilanz der franz. Rheinlandpolitik

[Zum 11. November.]

Wenn man auf die neun Jahre zurückblickt, die seit Abschluß des Waffenstillstandes vergangen sind, und wenn man sich ein Bild darüber zu machen versucht, wie die Sieger den für sie glücklichen Ausgang des Weltkrieges ausgewertet haben, so kann man hier im Rheinland nur feststellen, daß die französische Politik eine ununterbrochene Kette von Fehlern war. Den französischen Staatsmännern war der Sieg zu Kopfe gestiegen. Zu den überreifen Früchten, die sie sich bereits im Waffenstillstand und nachher in den Friedensverträgen gesichert hatten, wollten sie unter Ausnutzung der Schwäche der Besiegten noch weitere hinzunehmen. Daher die Versuche zur politischen oder wirtschaftlichen Abtrennung des Rheinlandes, die ihren Höhepunkt erreichten in den Separatistenputschen von 1919 und 1923, in den wirtschaftlichen Sanktionen von 1921 und 1923 und in dem gewaltsamen Eindringen in das unbesetzte Deutschland, bei Frankfurt im Jahre 1920, Düsseldorf und Duisburg 1921 und in das Ruhrgebiet in den Jahren 1923 bis 1924. All diese Vorstöße unserer westlichen Nachbarn erwiesen sich als Fehlschläge. Der einzige Erfolg war der, daß Frankreich sich im Rheinland und weit darüber hinaus um jeden moralischen Kredit brachte.

Ebenso verfehlt wie diese von Paris aus bestimmte große Politik war auch die kleine Alltagsbetätigung der örtlichen Gewalthaber. Namentlich die Interalliierte Rheinlandkommission in Koblenz hatte bei Handhabung ihrer Befugnisse eine wenig glückliche Hand. Zahllos sind die Beispiele, wo die Ordonnanzen und Beschlüsse dieses obersten Vollzugsorgans der Alliierten nicht nur das Recht, sondern auch die eigenen Interessen Frankreichs verletzten. Es sei z. B. erinnert an das Verbot des Flaggens, das eine Fülle von Schikanen zur Folge hatte, an das Verbot des Rundfunks, an die kleinliche Reglementierung der rheinischen Jahrtausendfeier, an die Unterdrückung von Büchern, Zeitungen und Lichtbildreihen, an die vielen Fälle der Einmischung in die deutsche Rechtspflege, z. B. in den berüchtigten Strafverfahren gegen den Separatisten Smets, in dem Alimentenprozeß gegen den Separatisten Tarter. Schon heute erscheint es allen fast unbegreiflich, daß die Rheinlandkommission z. B. jahrelang die Einreise der deutschen Minister verbot, daß in den Polizeistunden das Tragen von Helmen mit Spitze untersagt ist, und daß sie sogar die Uniform der freiwilligen Sanitätskolonnen als zu militärähnlich aus dem besetzten Gebiet verbannte. Unübersehbar ist der Schaden, den die Franzosen sich zugefügt haben durch die Schikanen ihrer Delegierten und Polizeibeamten und durch die Fehlsprüche ihrer Militärgerichte.

Ein Trauerspiel von A bis Z ist ferner die französische Kulturpropaganda. Die französischen Sprachkurse haben sich trotz eifrigster Förderung durch die Delegierten als nicht lebensfähig erwiesen. Das französische Nachrichten-Blatt konnte auch bei unentgeltlichem Vertrieb keine Leser finden. Das Echo du Rhin ist, nachdem es jahrelang große Zuschüsse verschlungen, klaglich eingegangen. Die Wanderversammlungen, französische Theater, die Rundreisen französischer Redner, der französischen Kindergärten und Volksküchen, all diese Mittel, die sich neben den erwähnten Gewaltakten ausnehmen wie das Zuckerbrot neben der Peitsche, und, nachdem auch sie sich als wirkungslos erwiesen haben, in der Versenkung verschwunden. Weitere Einzelheiten über dieses ganze verfehlte System mögen man nachlesen in der soeben erschienenen verdienstvollen Schrift von Dr. Walter Steiner „Französischer Geistesdruck am Rhein“, Schrift 15 in der im Verlag des Rheinischen Beobachters in Berlin herausgegebenen Schriftenreihe Rheinische Schicksalsfragen.

Wer aber nun glaubt, daß die Franzosen inzwischen aus ihren Fehlern gelernt hätten, der irrt sich. Bei den Franzosen scheint der Satz, daß Schaden klug macht, nicht zu gelten. Auch heute noch halten die französischen Militärbefehlshaber, die sich hinter der Fassade der Rheinlandkommission verbergen, mit erstaunlicher Zähigkeit fest an Dingen, die Frankreich mehr schaden als nützen. Auch heute noch verbieten die Franzosen das Auftreten von Trommlern und Pfeiferkorps bei Umzügen. Schützenvereine bedürfen der Genehmigung, die nur einmal im Jahr erteilt und durch schikanöse Bedingungen beschränkt wird. Auch jetzt noch ist es gefährlich, die deutsche Nationalhymne zu singen, da die Voraussetzungen, unter denen sie ungestraft vorgetragen werden darf, so verklausuliert sind, daß sie in der Praxis einem Verbot gleich kommen. Politische Versammlungen in Garnisonstädten müssen, auch wenn sie nicht öffentlich sind, angemeldet werden. Französische Gendarmen können die Versammlung überwachen. Für jede Person über 16 Jahre besteht Personalausweispflicht, eine Bestimmung, die längst jeden Sinn verloren hat. Beurlaubte oder entlassene Reichswehrsoldaten können nicht zu Besuch ihre Eltern im Rheinland für besuchen, nachdem sie unter großem Zeitverlust die Genehmigung des französischen Oberbefehlshabers eingeholt haben. Die Regimentsmusik eine, der Deutsche Offiziersbund, die Jugendgruppen der Deutschnationalen Volkspartei, der Bismarckbund, der Deutsche Pfadfinderbund, ja sogar die Jodmische Rothilfe sind nach wie vor verboten. Bücher, wie das Lustspiel Schneider Hübbel von Müller Schlüter, Die Wiesmark von Friedrich Lienhard, Rheingenius von Professor Bertram, Bonn, stehen immer noch auf dem Index der verbotenen Bücher. Die Liste der verbotenen Filme verlängert sich stetig. Die berüchtigte Verordnung 64, wonach die deutschen Pferde und Kraftwagen den Franzosen im Rheinland alljährlich zur Musterung vorgeführt werden müssen, ist noch in Kraft und wird in bedauerlich unerbarmungsvoller Weise durchgeführt, als wenn die Franzosen ernstlich damit rechneten, daß sie die „militärischen Hilfsmittel“ in nächster Zeit zu einem kriegerischen Einmarsch gegen Deutschland regulieren müßten. Die deutsche Luftfahrt wird auf Schritt und Tritt gehemmt. Neuerdings hat man sogar eine neue Schikane eingeführt, nämlich d. Unterlassung der Abgabe der Zeitungen der Vereine. Die vor Jahren gegebene Zusage, daß man den narrenden Vereinen der 300 Ortsnamen durch einige klare Regeln erleichtern werde, hat man noch nicht eingelöst. Es scheint wenig Aussicht zu bestehen, daß die Reformatoren in absehbarer Zeit aus dem Verbrauch erwachen.

(Fortsetzung auf S. 4.)